

Donaueschinger Musiktage

Karl-Sczuka-Preisverleihung 2005

Laudatio

Von Frank Kaspar

Produktion: SWR 2005

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

„Was bleibt übrig, wenn man die Wörter wegnimmt?“

Ich habe eine schöne Geschichte gehört über Hanna Hartman, als ich einige Erkundigungen angestellt habe über die Künstlerin, die wir heute mit dem Karl-Sczuka-Preis auszeichnen. Das war übrigens gar nicht so einfach. Denn Hanna Hartman macht nicht viele Worte um ihre Arbeit. Vielleicht darf ich Ihnen das kurz an einem Beispiel vor Augen führen. In den letzten Jahren sind zwei CDs von Hanna Hartman erschienen, eine rote und eine gelbe. Man sieht auf den ersten Blick, dass sie mit Liebe gemacht und mit Augenmaß gestaltet worden sind. Wenn Sie sich die beiden CD-Hüllen anschauen, dann finden Sie vorn den Namen der Künstlerin, und auf dem Rücktitel steht, wie die Stücke heißen und wie lang sie sind. Außerdem stehen ein paar Dinge darauf, die auf jedem CD-Cover stehen müssen: Angaben zum Verlag, zu den Urheberrechten, auf der neueren CD auch ein kurzer Dank an einige Freunde und Kollegen. Und das ist alles. Sie werden keine Stücktexte finden, denn in Hanna Hartmans Stücken gibt es so gut wie keinen Text, keine Hintergrundberichte über die Produktionen, keinen begleitenden Essay und erst recht kein Booklet, in dem all das noch mehr Platz finden könnte. Es hilft nichts, man muss die Stücke einfach anhören. Ohne große Vorbereitung.

Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte, habe ich von einem Redakteur, der schon seit vielen Jahren mit Hanna Hartman zusammenarbeitet. Im September hat er ein neues Stück von ihr urgesendet. Ursprünglich hatten die beiden eine Klangkomposition verabredet, die ungefähr eine halbe Stunde lang werden sollte. Ein Jahr lang hat Hanna Hartman daran gearbeitet und immer wieder vorläufige Fassungen in die Redaktion geschickt, die von Mal zu Mal kürzer wurden. Und als sie die letzte Fassung fertig hatte, war das Stück genau neun Minuten und fünfzehn Sekunden lang.

So ist das also, habe ich gedacht. Da ist eine Klangkünstlerin die ihr Material so lange bearbeitet, knetet und konzentriert, bis am Ende jedes Atom so dicht auf dem anderen sitzt, dass ihre Stücke nicht nur ungeheuer präzise gebaut, sondern auch unglaublich kurz sind. Jemand muss sie ihr rechtzeitig aus der Hand nehmen und sie senden, damit sie in ihrem Streben nach Vollendung nicht vollends verschwinden. Das klingt nach einer wunderbaren Künstlerlegende, habe ich gedacht. Und ich habe mich schon ein bisschen darauf eingestellt, über Klangdichtung und Klangverdichtung zu sprechen, über eine Künstlerin mit einer Engelsgeduld, wie man sie nur noch selten findet, und mit dem Talent, in monatelanger Feinarbeit das Große Ganze ins Kleinste zu zwingen. Dann habe ich Hanna Hartman getroffen und musste einsehen, dass das alles Unsinn ist. Denn in Wirklichkeit sagt diese kleine Anekdote zwar einiges über die Spielräume für Kunst im deutschen Radio, wo Hörspiele nun mal in aller Regel 55 Minuten lang sein müssen, und viele Redakteure schon

Schwierigkeiten haben, halbstündige Stücke auf ihren Programmplätzen unterzubringen (und angemessen zu bezahlen), von kürzeren Formaten ganz zu schweigen. Aber über die Klangkünstlerin Hanna Hartman und darüber, wie sie arbeitet, hat sie nichts zu sagen.

Hanna Hartman käme nämlich nicht auf die Idee, ohne Not eine Komposition auf eine halbe Stunde anzulegen, damit am Ende knapp zehn Minuten dabei herauskommen. Wenn sie ein kurzes Stück machen möchte, macht sie ein kurzes Stück, weil sie lieber an punktuellen Klangereignissen arbeitet als an ausgedehnten Atmosphären. Das Radio, drängt sie mit seinen Wünschen hin und wieder in die Fläche. Hanna Hartman käme aber auch nicht unbedingt auf den Gedanken, zu sagen, dass sie eine „Radiokünstlerin“ sei, auch wenn sie vieles von dem, was sie tut, beim Radio gelernt hat. In Schweden, wo sie aufgewachsen ist, gehörte das künstlerische Arbeiten mit dem Radio zu ihrem Studium an der Theater-, Film- und Medienhochschule in Stockholm. Seit sechs Jahren lebt sie in Berlin, wo sie schon zuvor als freie Autorin Radiofeatures und Klangkompositionen produziert hat. Vielleicht kennen einige von Ihnen das „Geräusch des Monats“, eine Reihe von Klangminiaturen, die Hanna Hartman vom Januar 1998 bis Dezember 2002 für das Deutschlandradio komponiert hat, wo viele ihrer deutschen Radioarbeiten entstanden sind. Gleich im Herbst 1998 ist sie für ihre „Geräusche des Monats“ mit dem Prix Europa ausgezeichnet worden, und im Jahr 2000 hat sie den Karl-Sczuka-Förderpreis erhalten für ihr Stück „Cikoria – eine Reise, ein Jahr“. Hanna Hartman kombiniert in ihren Hörstücken selbst aufgezeichnete Geräusche mit instrumental erzeugten Klängen und gelegentlich auch mit Lauten der menschlichen Stimme. Daraus hat sie eine Arbeitsweise entwickelt, die nicht notwendig auf das Radio als Medium angewiesen ist. Ihr Stück „Att fälla grova träd är förknippat med risker“ („Das Fällen hoher Bäume ist mit Risiken verbunden“) ist als Auftragskomposition für das Nationale Schwedische Konzertinstitut entstanden und im Dezember 2004 auf einem Festival zum vierzigjährigen Bestehen des Instituts für Elektroakustische Musik (EMS) in Stockholm uraufgeführt worden.

Als ich das Stück zum ersten Mal gehört habe, ist es mir so gegangen, wie wir das auch in unserer kurzen Jury-Begründung geschrieben haben. Das Zuhören war vom ersten Moment an eine körperliche Herausforderung. Ich habe selten erlebt, dass mich ein Stück auf Anhieb so direkt und so physisch gepackt hat. Das hat mit der Nähe zu tun, die Hanna Hartman herstellt, damit, wie dicht sie die Klänge ans Ohr rückt, sie hochauflösend, wie unter dem Mikroskop präsentiert, es hat mit einem Wechselspiel von Gegenständlichkeit und Abstraktion zu tun, das sie sehr fein ausbalanciert, mit angehaltenen Bewegungen, Schnitten und Pausen, durch die sie die Spannung dehnt und hält. – All das sind Qualitäten, auf die ich gleich noch etwas genauer zurückkommen möchte. – Ich habe mich deshalb darauf gefreut, diese

Preisrede zu halten, und ich habe mich davor gefürchtet. Denn ich habe gehaut, dass man genau dieses Hörerlebnis unmöglich machen oder wenigstens sehr beeinträchtigen und schmälern könnte, wenn man vorweg zuviel verraten und interpretieren, wenn man das Stück vorab mit zu vielen Erwartungen befrachten würde. Aber wie könnte man über ein Stück reden, über das man eigentlich nichts sagen will?

Eine Möglichkeit ist: Man lässt jemand anderen für sich sprechen. Als Hanna Hartman um einen Presstext zu ihrer jüngsten Komposition gebeten wurde (auch das ist so eine Spielregel, die das Radio vorschreibt), hat sie ein Zitat des Philosophen Roland Barthes ausgewählt. In seinem Buch „Das Reich der Zeichen“ schreibt Barthes über die japanische Dichtkunst des Haiku: „Wenn man auf die Metapher oder den Symbolismus verzichtete, würde ein Kommentar unmöglich: über den Haiku sprechen, hieße dann schlicht und einfach ihn wiederholen.“ Sie bemerken die Perfidie, die darin liegt, nicht nur jemand anderen für sich sprechen zu lassen, sondern mit den Worten eines anderen zu sagen, dass es nichts zu sagen gibt.

Eine zweite Möglichkeit wäre: Man spricht erst mal über etwas anderes, das sein eigenes Licht auf die Sache wirft. „Lesen Sie?“ Das war so ziemlich das erste, was Hanna Hartman mich gefragt hat, als wir uns getroffen haben, um über ihre Arbeit zu sprechen. – „Lesen Sie?“ Wir haben darüber gesprochen, wie das ist, wenn man nach einer Sprache sucht – nicht anders als ein Schriftsteller – und an den Punkt kommt, wo einem Wörter nicht mehr genau genug erscheinen. „Was bleibt übrig, wenn man die Wörter wegnimmt?“ fragt Hanna Hartman. Und, so könnte man weiter fragen: Welche Art von Genauigkeit kann es dann geben? Roland Barthes war jemand, der sich ziemlich gut auf das verstand, was zwischen den Wörtern zu finden ist. In seinem Essay „Die Lust am Text“ erweist er sich als ein Ästhet der Lücke. „Ist die erotischste Stelle eines Körpers nicht da, wo die Kleidung auseinanderklafft?“, fragt Barthes, „die Unterbrechung ist erotisch, (...) die Haut, die zwischen zwei Kleidungsstücken glänzt (der Hose und der Bluse), (...) das Glänzen selbst verführt, oder besser noch: die Inszenierung seines Auf- und Abblendens.“

Lassen Sie uns von hier aus noch einen kleinen Schlenker machen, der uns direkt zum Kern der Sache führt. Es gibt ein Radiofeature von Hanna Hartman das heißt „Die Mysterien finden im Hauptbahnhof statt“, nach einem Leitsatz von Joseph Beuys, der andeutet, dass Kunst sich im Alltag offenbart. Ich habe in diesem Sommer einmal mit dem ICE in Mannheim gehalten, eine Woche nach unserem Jurytreffen beim SWR in Baden-Baden, habe aus dem Fenster geschaut, und da sehe ich ein Schild, auf dem steht: „Bauchfreier Bahnhof“. Das fand ich sehr schön und habe es mir gleich aufgeschrieben. Im nächsten Moment war mir natürlich klar,

dass auf dem Schild etwas anderes gestanden hat. Da war der Zug schon weiter gefahren. Aber um diesen Moment der Ungewissheit geht es mir, in dem man für einen Augenblick den Boden unter den Füßen verliert.

Es gibt in der Londoner U-Bahn diesen Warnhinweis: „Mind the Gap!“ Passen Sie auf, wo Sie hin treten, wenn Sie in Gedanken sind! Zwischen Bahnsteig und Einstieg ist eine Lücke. Die Kunst der Moderne, sagt Roland Barthes, ist eine Kunst der Lücken und der Brüche. „Die Lust der Lektüre“ schreibt er, „kommt offensichtlich von bestimmten Brüchen, (...) die Sprache wird neu verteilt. (...) Zwei Seiten werden abgegrenzt: die brave, konforme, plagiatorische Seite (es geht darum, die Sprache in ihrem kanonischen Zustand zu kopieren, so wie sie durch Schule, guten Gebrauch, Literatur und Kultur fixiert wurde) und eine andere Seite, die mobil, leer ist (fähig, beliebige Konturen anzunehmen), immer nur der Ort ihrer Wirkung: da, wo der Tod der Sprache erkennbar wird. (...) Weder die Kultur, noch ihre Zerstörung sind erotisch; erst die Kluft zwischen beiden wird es (...) ein Ort des Sichverlierens, der Riß, der Bruch, die Deflation, das fading“. Einen solchen Riss findet man auch bei Hanna Hartman, in der wortlosen Sprache der Klänge, einen Zwischenraum, in dem die Vorstellungskraft für einen Moment ins Leere tritt, einen Mind Gap.

„Hartman nimmt ihr Material mit seltener Sorgfalt auf, wodurch Klangqualität und -quelle auf seltsame Weise auseinander fallen“, schreibt der Musikkritiker Björn Gottstein, der unser Preisstück auf dem Festival in Stockholm gehört hat, „das Geräusch sich in einen Apfel senkender Zähne wird dann zum Klang des Bisses schlechthin, wogegen die Zähne und der Apfel vollkommen hinter dem Biß verschwinden. So entsteht eine Musik, die zwar durchaus mit Bedeutung aufgeladen ist, die aber die Deixis des konkreten Klangs abstrahierenderweise ausradiert.“

„Was bleibt übrig, wenn man die Wörter wegnimmt?“ Wenn es um Klangkunst geht, müsste man vielleicht fragen: „... wenn man die Referenzen, die Identifizierbarkeit der Klänge aufhebt?“ Obwohl Hanna Hartman den Klang der Dinge geradezu übergenu genau erfasst und in enormer Tiefenschärfe präsentiert, wird ihre Kunst nicht wirklich gegenständlich, werden die Dinge nicht wirklich greifbar. Mein Jury-Kollege Klaus Ramm hat einmal sehr schön gesagt, Hanna Hartmans Thema sei die „unüberbrückbare Nähe“. Was ist ihr Geheimnis? Was versetzt die akustischen Vexierbilder, die Vexierklänge, mit denen Hanna Hartman ihre Hörer konfrontiert, in die Lage, zwischen Konkretion und Abstraktion, zwischen Nähe und Distanz zu springen und flirren? Es ist eine Kunst der Andeutung, des Auf- und Abblendens und – wie schon gesagt – der angehaltenen Bewegung, die an kein Ende kommt, sich nicht rundet zu einer konkreten Gestalt oder Geschichte, die immer rechtzeitig abreißt oder in einer unerwarteten Wendung sich fortsetzt, bevor sie zu eindeutige Assoziationen herausfordern würde, bevor die Vorstellungskraft festen Halt finden

könnte. Darin liegt Hanna Hartmans Genauigkeit ohne Worte. Die Sprache ihrer Klänge folgt einer Poetik des Sich-Entziehens und des kontrollierten Entgleitens. Damit ist sie der Wahrnehmung ihrer Zuhörer immer schon einen Hakensschlag voraus. Die Unschärfe entsteht im Kopf des Hörers. Das ist eine bemerkenswerte Erfahrung, die man mit Hanna Hartmans Stück machen kann: auf die Unzuverlässigkeit der eigenen Wahrnehmung gestoßen zu werden durch eine Komposition von größter Präzision und Klarheit.

Eine Dritte Möglichkeit, wenn man über ein Stück vorweg nicht zuviel sagen möchte, besteht schlicht darin, schnell zum Ende zu kommen. Das will ich tun und auf dem Weg dahin noch eine letzte Frage anschneiden, dem besonderen Anlass des Tages entsprechend. Müssen wir uns Sorgen machen, wenn wir heute im fünfzigsten Jahr einen Preis für „Hörspiel als Radiokunst“ vergeben für ein Stück, von dem man nicht so genau sagen kann, ob es ein Hörspiel ist, und an eine Künstlerin, die keine Radiokünstlerin sein will? Ich glaube, dazu gibt es keinen Anlass. Die leicht an den Rand verschobene Perspektive, aus der Hanna Hartman auf das Radio blickt, auf den Schauplatz also, an dem ja letztlich doch ein Großteil ihrer künstlerischen Arbeit stattfindet, bietet vielleicht eine Chance, etwas genauer zu verstehen oder etwas entspannter zu sehen, was Radiokunst sein oder heißen könnte. Von außen oder vom Rand her sieht man ja manches klarer. Deshalb ist es im übrigen ja auch gut, dass der Karl-Sczuka-Preis seit mehr als 30 Jahren hier in Donaueschingen verliehen wird, nicht allein im Kreis von Rundfunkleuten, sondern auf einem Festival, wo die Radiokunst den Austausch mit benachbarten Künsten finden kann. Für den Augenblick können wir festhalten: Wenn Radio Kunst ermöglichen will, muss es hin und wieder bereit sein, von seinen Spielregeln abzurücken. Dieses Glück ist Hanna Hartman ja auch widerfahren – zum Beispiel beim Deutschlandradio, wo man seinerzeit mit dem „Geräusch des Monats“, das inzwischen in Zusammenarbeit mit anderen Komponisten fortgesetzt wird, geradezu ein Format auf ihr Talent maßgeschneidert hat.

Ich glaube, der Karl-Sczuka-Preis kann sich aber auch aus einem anderen Grund glücklich schätzen mit seiner Preisträgerin im Jubiläumsjahr 2005. Denn bei aller Knappheit und Konzentration kommt mir Hanna Hartmans Stück, das wir gleich hören werden, gleichzeitig verspielter, lässiger und heiterer vor als ihre früheren Arbeiten. Und das ist eine Qualität, die niemand unterschätzen sollte. Um es so übermütig und gleichzeitig so kontrolliert krachen zu lassen, müssen Sie eine Menge Feingefühl und Erfahrung mitbringen. – Heiterkeit scheint mir überhaupt eine viel zu seltene Qualität der Ars Acustica zu sein. Umso schöner ist es, wenn sie im Wettbewerb hin und wieder in einem Stück aufscheint, erst recht, wenn das auch noch mit einem besonderen Datum zusammenfällt. In diesem Jahr haben wir außerdem das Glück, auch mit unserer Förderpreisträgerin Antje Vowinckel eine

Künstlerin auszeichnen zu können, der es gelungen ist, für ihr Stück einen Ton spielerischer Leichtigkeit zu finden, ohne sich dabei zu nahe liegender Witzigkeit hinreißen zu lassen. Es ist vor allem dieser Esprit, der ihr Stück „Call me yesterday“, eine Komposition aus dem Material internationaler Sprachkurse auf Schallplatten und Kassetten, zu einem vielversprechenden Aufbruch in ein von ihr noch wenig betretenes Terrain macht. Antje Vowinckel ist eine erfahrene Autorin und Regisseurin von Hörspielen und Radiofeatures, die Ars Acustica ist eine relativ neue Facette ihrer Arbeit. Wir wollen Sie ermutigen, ihre Möglichkeiten auf diesem Feld weiter zu erkunden.

Ich hoffe, dass ich jetzt oft genug abgeschweift bin und sorgfältig genug um das Stück herum geredet habe, das wir gleich hören werden, um Sie einigermaßen unvorbereitet zu lassen für das folgende Klangerlebnis. Hören Sie also im Anschluss „Att fälla grova träd är förknippat med risker“ („Das Fällen hoher Bäume ist mit Risiken verbunden“).

Ich gratuliere Ihnen, liebe Hanna Hartman, im Namen der Jury sehr herzlich zum Karl-Sczuka-Preis und Ihnen, liebe Antje Vowinckel, zum Karl-Sczuka-Förderpreis des Jahres 2005.

(Es gilt das gesprochene Wort)